

Evelyn Sanders

ADVENT FÄNGT
IM SEPTEMBER AN

Geschichten vom Herbst bis zum Winter

KNAUR

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen diese Geschichten gefallen haben und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Advent fängt im September an«:
frauen@droemer-knaur.de



Neuausgabe September 2012

© 2007 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Susanne Frank

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Nikolaus Reitze de la Maza

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-65318-0

2 4 5 3 1

INHALT

Weihnachten in Sicht	7
Reif für die Insel.....	15
Benefiz wasnochmal?.....	35
»Muss das denn sein?«.....	51
Weihnachtsgeschenk für Opa	59
Was machen Gartenzwerge im Winter?.....	65
Muss ich da wirklich wieder mit?.....	71
Einmal Weihnachtsbaum und zurück	85
Die Weihnachtsfrau	115
Farbenspiel	137
Pichelsbergers Hütte	153
In letzter Minute	181

WEIHNACHTEN IN SICHT

Adventszeit ist Fernsehzeit!
Das ist schon so gewesen, als meine Kinder noch an den Weihnachtsmann geglaubt beziehungsweise die Älteren versucht hatten, ihren jüngeren Geschwistern zu erklären, dass es den Weihnachtsmann eben *nicht* gibt. Nur stand dieser ausgerechnet jetzt in voller Lebensgröße vor jedem dritten Kaufhaus, womit seine Existenz ja bewiesen war. Die Vielzahl der Weihnachtsmänner einschließlich jener, die abends auf dem Bildschirm Rasierwasser, Daunbetten und Modeschmuck anpriesen, ließ sich mit der Notwendigkeit von Hilfskräften erklären. »Das kann doch der Weihnachtsmann allein gar nicht schaffen!«

Vierjährigen kann man so etwas noch erzählen, sie glauben es.

Zwei Jahre später glauben sie es nicht mehr, aber sie tun so, denn offensichtlich glauben nun die Eltern an den Weihnachtsmann. Oder weshalb hat Mami zu Papi gesagt, der Weihnachtsmann könnte endlich mal einen neuen Geschirrspüler bringen?

Grundsätzlich habe ich nichts gegen Weihnachten; mich stören lediglich diese festgefahrenen Rituale nach der Devise: Das haben wir schon immer so gemacht!

Das haben wir noch nie so gemacht! Da könnte ja jeder kommen ...!

Was wir schon immer gemacht haben: am ersten Advent mit der Plätzchenproduktion angefangen. Ist ja ein Sonntag, also wollen alle helfen, tun es auch mit großer Begeisterung, und wenn die halbe Küche einschließlich Fußboden klebt, beginnt im Fernsehen *Peterchens Mondfahrt*, worauf die gesamte Hilfstruppe unter Mitnahme zweier Hände voll Haferflockenplätzchen im Wohnzimmer verschwindet.

Zweiter Advent: Basteln. Buntpapier reicht nicht, Stefanie hat vergessen, die Strohhalm zu bügeln, die Tube mit dem Klebstoff ist unauffindbar, anfängliche Begeisterung auf dem Tiefpunkt, und überhaupt muss man ja nicht *jedes* Jahr etwas Neues an den Christbaum hängen. Im Fernsehen beginnt *Der kleine Lord*.

Am dritten Advent ist endlich genug Schnee gefallen (doch, das hat es seinerzeit noch gegeben!), da geht man natürlich rodeln, kommt aber pünktlich zum Beginn von *Cinderella* nach Hause. Ist zwar kein ausgesprochen weihnachtlicher Film, wird aber immer wieder gern gezeigt. Die nassen Kleidungsstücke liegen im Keller vor der Waschmaschine – vorweihnachtliches Entgegenkommen, normalerweise finde ich sie im Bad verteilt.

Vierter Advent: Karten schreiben! Mama schreibt den Text, Papa die Umschläge, die Kinder kritzeln je nach Alter nur ihren Namen darunter oder »Fiele Grüse fon Kati«.

Im Fernsehen beginnt die Weihnachts-Episode mit Michel aus Lönneberga, ist auch nicht mehr so ganz neu!

So weit also jenes »... schon immer so gemacht«.

»... noch nie so gemacht« geht anders: Wir haben noch nie Weihnachten in der Karibik erlebt, aber auch noch nie in einem Iglu am Nordpol. Soll unvergesslich sein. Das glaube ich sogar, von Frostbeulen soll man ja jahrelang etwas haben.

Heiligabend auf einem Luxus-Liner irgendwo zwischen Sansibar und Madagaskar hätte bestimmt etwas für sich, Neuseeland würde mich auch reizen, da werden die Weihnachtsgeschenke schon ausgepackt, während sie bei uns erst eingewickelt werden, der Weihnachtsmann heißt Santa Claus, und er trägt auch keinen langen Mantel, sondern einen roten Anzug mit künstlichem Pelzbesatz.

I'm dreaming of another Christmas ...

Jetzt könnte man sich diesen Traum sogar erfüllen, müsste ja nicht gleich Neuseeland sein, Vorarlberg im Schnee würde schon genügen, nur sind Omas und Opas in der Adventszeit und erst recht zu Weihnachten noch genau so un-abkömmlich wie früher, als sie bloß Eltern waren. Besonders gern werden sie zur Beaufsichtigung der Enkel abkommandiert, wenn Mama und Papa jene Geschenke besorgen, die der Weihnachtsmann später persönlich abliefern soll. Und genau dazu wird Opa gebraucht, der schon seit einer Woche versucht, die aufgelisteten Ermahnungen zwei Oktaven tiefer anzulegen; er hört sich aber immer noch an wie gerade im Stimmbruch.

Oma wiederum ist zuständig für jene Geschenke, mit denen die Enkel ihre Eltern beglücken werden. Begonnen im Kindergarten, mangels Talent und Begeisterung nie über das Anfangsstadium hinausgekommen, muss sie sich um

die Fertigstellung bemühen, vorausgesetzt, sie findet heraus, was es mit den 17 Zentimetern gehäkelter Luftmaschen auf sich hat.

»Das muss man noch mal genauso lange zurück häkeln und dann noch mal und noch mal und dann macht man da eine Schnecke draus, und wenn man das genäht hat, ist der Untersatz fertig«, erläutert der gerade mal Sechsjährige, recht geschickt im Umgang mit winzigen Plastikteilchen, völlig untalentierte für Handarbeiten, die im Zeitalter der Gleichberechtigung aber auch Männer in bescheidenem Umfang beherrschen sollten, und damit kann man natürlich nicht früh genug anfangen.

Nachdem Oma gemäß den Angaben dreimal hin und her gehäkelt, das fertige Teil zusammengerollt und festgenäht hat, stülpt es sich rundherum hoch und würde allenfalls als Untersatz für ein Schnapsglas reichen bzw. ein solches sogar zur Hälfte umhüllen. Also häkelt Oma etwas Neues, das nach Fertigstellung keinen Zweifel mehr an seinem Verwendungszweck aufkommen lässt, allerdings auch noch nie benutzt worden ist. Mama sagt immer, dafür sei es viel zu schade.

Enkel Nr. 3 hat erst etwas *ge-*klebt, das nun *be-*klebt werden muss, nur hat sich die ganze Konstruktion als ziemlich instabil erwiesen, der Deckel passt auch nicht so richtig drauf ... zur Aufbewahrung von Manschettenknöpfen und ähnlichen Kleinteilen männlicher Garderobe wird sich das Kästchen nicht eignen. Onkel Sven übernimmt die Anfertigung eines neuen Behälters, Oma schneidet die Einzelteile der vorgesehenen Dekoration aus Buntpapier, Enkel klebt sie drauf und ist maßlos stolz auf sein Geschenk für Papi.

Das Geschenk für Mami besteht aus einer ehemaligen Käseschachtel, was sich trotz mehrmaligem Einsatz von Eau de Toilette nicht ganz verbergen lässt, aber der sehr schön beklebte Deckel schließt verhältnismäßig dicht, und überhaupt sollen ja nur Briefmarken rein. Mami schreibt allerdings E-Mails, Rabattmarken gibt es auch nicht mehr, aber es wird sich schon was finden zum Aufbewahren; Gummibänder zum Beispiel braucht man immer mal, wenn man aus einer gerollten Zeitung eine Fliegenklatsche machen will oder beim Gänseblümchenstrauß die kurzen Stiele zusammenbinden muss, damit sie nicht einzeln aus dem Eierbecher fallen.

Enkel Nr. 1, bereits Taschengeldempfänger mit regelmäßigen Zulagen für fehlerfreie Klassenarbeiten, fühlt sich über Selbstgebasteltes erhaben und verschenkt lieber Angebote von jenem Laden, in dem Restposten jeglicher Art relativ preiswert verhökert werden. Zum Glück bevorzugt er Kleinteile, hat sich also noch nie an einer ovalen Zierdecke für den Couchtisch vergriffen oder an einem hellblauen Blumenübertopf mit Zwergen darauf. Kaffeebecher kann man jedoch nie genug haben, da geht immer mal einer kaputt, und Gutscheine für dreimal Spülmaschine ausräumen und zweimal Unkraut zupfen im Erdbeerbeet sind ja auch nicht zu verachten, zumal die Einlösung einer derartigen Zusage saisonabhängig ist und mitunter auch in Vergessenheit gerät.

Mit versenkter Musik kann man angeblich nie etwas verkehrt machen, trotzdem wäre es mir lieber gewesen, wenn von dem umgestürzten Lkw-Anhänger nicht so viele CDs mit Melodien aus den Anden heruntergefallen wären;

die Panflöte gehört nicht gerade zu meinen Lieblingsinstrumenten.

Opa muss sich über ein Sortiment unterschiedlich großer Schraubendreher freuen. Tut er auch, denn nun ist das dritte Dutzend endlich voll.

Eine ebenfalls schon Wochen vor dem Fest zu klärende Frage ist, wer mit wem wo den Heiligen Abend verbringen wird, denn es gibt ja nicht mehr nur den Sanders-Clan, bei dem sich früher alles abgespielt hat, sondern es sind drei neue Familien dazu gekommen, mit Omas und Opas und sogar einer unverheirateten Großtante, die 270 Kilometer entfernt lebt, das ganze Jahr über nichts von sich hören lässt, aber gerade zu Weihnachten von verwandtschaftlichen Gefühlen übermannt wird und »nur für ein paar Tage« kommen möchte. »Es kann mich doch bestimmt jemand abholen?«

Genau genommen ist es nur die Keimzelle der Sanders-Sippe (man kann auch »Elternhaus« sagen), die noch dort zu finden ist, wo sich die Familie vor etlichen Jahrzehnten angesiedelt hatte, denn die Nachkommen wohnen jetzt viele Autobahn-Kilometer weit auseinander. Deshalb gibt es auch eine vorweihnachtliche Konferenzschaltung über Festnetz und diverse Handys.

Katja: »Also, im letzten Jahr waren wir alle bei euch zu Hause, aber diesmal will Toms Vater unbedingt dabei sein, nur verträgt dessen Mutter mit ihren 90 Jahren die lange Autofahrt nicht mehr, also müssen wir rauf nach Hessen. Aber wir können uns am zweiten Feiertag sehen!«

Nicki: »Nee, da sind wir bei Jörgs Eltern eingeladen. Die

sind Heiligabend bei uns, aber der andere Termin steht auch schon lange fest.«

Sascha: »Sehen wir uns denn in diesem Jahr überhaupt noch mal?«

Ich: »Wie wär's mit Silvester?«

Sascha: »Da kommt meine Schwägerin samt Mann und Kindern aus Hamburg runter!«

Ich: »Wie lange bleiben sie?«

Sascha: »Garantiert zu lange!«

Katja: »Wie wär's denn gleich *nach* den Feiertagen? Es sind doch Ferien!«

Sascha: »Ja, für Lehrer. Ich bin aber keiner!«

Nicki: »Das wird doch in diesem Jahr nichts mehr! Vielleicht sollten wir schon mal was für Ostern ausmachen!«

Katja: »Quatsch! Wir telefonieren uns nächste Woche noch mal zusammen! Da sieht vieles schon wieder anders aus!«

Ich: »Stimmt! Dann sind's nur noch sechs Tage bis Heiligabend!«

Nachdem die Hörer aufgelegt und die Handys abgeschaltet waren, schüttelt Sven den Kopf: »Määm, sind wir früher nicht mal eine ganz normale Familie gewesen?«

»Doch, aber das ist lange her!«

REIF FÜR DIE INSEL

Eine Insel aus Träumen geboren ...«, tönte es aus dem Radio, während ich mit der zusammengeknüllten Zeitung von gestern die frisch geputzte Fensterscheibe trocken rieb (ja, ich weiß, es gibt effektivere Methoden, aber die mit Zeitungspapier klappt bei mir am besten!), »... ist Hawaii, ist Hawaii ...«, schnulzte der inzwischen auch in die Jahre gekommene Sänger. Ob er überhaupt weiß, wovon er singt?

Natürlich ist diese Insel schön! Zumindest auf dem Bildschirm, denn ich kenne Hawaii lediglich aus jener mindestens 20 Jahre alten TV-Serie, in der ein sportlicher Mann namens Magnum das riesige Anwesen eines Multimillionärs betreut und nebenbei Verbrechen aufgeklärt, Gangster zur Strecke gebracht, Katastrophen verhindert und jedes Mal eine attraktive Frau im Arm gehalten hatte. Dabei hätte mich der Multimillionär viel mehr interessiert, aber der war ja nie zu sehen.

Trotzdem wäre ich jetzt liebend gerne auf Hawaii. Bekanntlich scheint da immer die Sonne, es ist warm, überall gibt es breite weiße Strände, und wenn im Film doch mal am Horizont richtig dicke dunkle Wolken aufzogen, hatte das dramaturgische Gründe. Bei Flaute kentert nämlich kein Segelboot, und dann gibt es auch keine Blondinen zu retten.

Ich hatte gerade die Leiter weggeräumt und das nasse

Zeitungspapier in der Mülltonne entsorgt, als die ersten Schneeflocken vom Himmel trudelten. Wieso auch nicht? Erstens hatte ich Fenster geputzt, was erfahrungsgemäß in acht von zehn Fällen einen Regen- beziehungsweise Schneeschauer nach sich zieht, und zweitens fing morgen der Weihnachtssonat an und damit auch der Zeitpunkt, zu dem ich jedes Jahr ans Auswandern denke – ungefähr bis Mitte März.

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Stefanie war dran. »Wie schnell kannst du einen Koffer packen?«

»Für Hawaii in einer Stunde, da genügen Shorts und Shirts, aber ...«

»Wie kommst du auf Hawaii?«, unterbrach sie mich, »wir fliegen doch bloß nach Mallorca!«

»Wer ist wir?«

»Na, wir beide.«

»Du und Hannes?«

»Nein, du und ich! Für vier Tage! Zur Belohnung!«

Belohnung wofür? Wahrscheinlich für fast einen Monat Arbeitseinsatz in jener Heidelberger Firma, die den meisten Lesern meiner Bücher inzwischen bekannt sein dürfte. Dort ist der November der verkaufsträchtigste Monat des Jahres, jede Hand wird gebraucht, aber mehr noch die Beine, die Halle ist 50 Meter lang, und das, was gerade vorne an der Kasse verlangt wird, steht meistens ganz hinten. Andere Menschen gehen ins Fitnessstudio – ich fahre nach Heidelberg!

»Warum sagst du nichts?«, tönte es aus dem Hörer. »Hast du keine Lust auf Mallorca?«

»Doch, aber lohnt sich das denn für die kurze Zeit?«

»Natürlich! Die haben da unten jetzt 18 Grad plus, blauen Himmel und Sonne pur. Der Flug nach Palma dauert

zwei Stunden, ein Mietwagen ist schon gebucht, bis nach Paguera rechne ich zirka 50 Minuten ... also können wir mittags schon Paella essen. Und haben immer noch einen halben Tag vor uns. Und vier ganze!«

»Wo auf der Insel liegt denn dieses Pa... Paga... wie heißt der Ort noch mal?«

»Paguera. Ist nicht weit weg von Andratx, wo die ganzen Promis wohnen, das kannst du immer in den bunten Blättchen lesen!«

»Ich gehe nicht so oft zum Friseur wie du!« Und weil ich nicht die geringste Ahnung hatte, wo ich Andratx suchen müsste, geschweige denn dieses Pa... sowieso, ich wusste ja gerade mal, wo Mallorca liegt, war es also völlig zwecklos, Steffis geografische Erläuterungen nachzuvollziehen.

»Auf der Karte ist es halblinks unten«, begann sie von neuem.

»Danke! Die habe ich auch gerade vor mir liegen!«

Da endlich platzte ihr der Kragen. »Kommst du nun mit oder nicht? Ich finde bestimmt jemanden, der für dich einspringt.«

So weit kommt's noch!

»Natürlich fliege ich mit! Ich kann dich doch nicht allein diesen heißblütigen spanischen *caballeros* ausliefern!«

»Die haben jetzt keine Saison, wahrscheinlich machen sie selber Urlaub. Zwecks Regenerierung! Was sich um diese Jahreszeit auf Mallorca aufhält, sind verheiratete Einheimische und deutsche Pensionäre, die ihren Zweitwohnsitz auf der Insel haben beziehungsweise Langzeitmieter sind mit Winterrabatt in sonst leer stehenden Hotels. Und natürlich Dieter Bohlen.«

»Wozu zählen wir denn?«

»Zu den ganz normalen Touristen mit Doppelzimmer und Halbpension im Hotel *Tres Palmas*.«

»Eben! Außer *buenos dias* und *gracias* kann ich kein einziges spanisches Wort. Kennst du ein paar Vokabeln?«

»Nein, woher denn? Aber bekanntlich kommt man mit Englisch überall durch, und auf Mallorca genügt Deutsch!«

Das war der erste Irrtum.

Der zweite betraf das Wetter. Bei unserer Ankunft regnete es nämlich. Spanischer Regen ist natürlich ganz anders als deutscher, er fällt sanfter vom Himmel, ist nicht so kalt, und überhaupt saßen wir ja in einem Auto Marke Schuhkarton, von Stefanie nach der ersten Umrundung dieses Gefährts als »nicht klein, sondern kompakt« bezeichnet.

Dass Flugplätze außerhalb einer Stadt angesiedelt sind, ist vernünftig, Taxifahrer wollen auch leben, und grasende Kühe haben sich noch nie über Lärmbelästigung beschwert, nur muss man nach der Ankunft auch den Weg in bewohnte Gebiete finden.

»Auf'm Rücksitz soll eine Karte liegen«, sagte Steffi und fädelte sich in den Verkehr Richtung Zentrum ein, »guck mal rein! Es wird ja wohl irgendwo einen Abzweig zur Küstenstraße geben.«

Gab's auch, aber wer weiß denn schon, dass *salida* Ausfahrt heißt?

Die nächste verpassten wir aber nicht mehr, ohnehin hatte sich unser spanisches Vokabular schon um einige verkehrstechnische Begriffe vergrößert, und nun lernten wir

schon wieder einen neuen dazu, nämlich *tráfico giratorio*. Bei uns heißt das Kreisverkehr.

Die Bewohner von Paguera hatten sich offenbar alle zur mit-täglichen Siesta zurückgezogen, kein Mensch war zu sehen, nur drei Katzen, und überhaupt schien der ganze Ort – tou-ristisch betrachtet – bereits im Winterschlaf zu liegen, ange-fangen von der Zimmervermittlung über den Bootsverleih bis zum Eiscafé und den meisten Shops, Restaurants und Kneipen. *Cerrado* heißt übrigens »Geschlossen«.

»Na wensschon«, meinte Steffi achselzuckend, »wir sind ja nicht zum Essen hier, sondern zum Erholen!«

»Einschließlich Fastenkur?«

Quadratisch! Praktisch! Gut! Das war mir sofort beim An-blick unseres Hotels eingefallen; aber man soll sich ja nicht von Äußerlichkeiten abschrecken lassen. Das Zimmer im zweiten Stock war in Ordnung, der Fahrstuhl zurzeit au-ßer Betrieb, macht nichts, Treppensteigen ist gesund, und überhaupt wollten wir hier doch lediglich schlafen. Und essen, aber nur morgens und abends. Doch nachdem wir die Koffer ausgepackt, Fläschchen und Döschen im Bad verteilt und uns geeinigt hatten, welche Kleidungsstücke jeweils einen der fünf vorhandenen Bügel beanspruchen durften, verschoben wir den geplanten Spaziergang auf später, fielen »nur für ein halbes Stündchen« in die Betten und wachten erst auf, als es draußen schon dunkel war und das Zimmermädchen die Vorhänge schließen wollte.

»Jetzt haben wir drei Stunden Sightseeing verpennt«, be-schwerte sich Stefanie, »warum hast du uns nicht geweckt?«

Weshalb der uns zugewiesene Tisch in der Mitte vom Speisesaal stand, wurde mir klar, als sich sämtliche Blicke auf uns richteten; wir waren nicht nur gerade angekommen, sondern richtige Fremde, die man hier noch nie gesehen hatte und die eigentlich gar nicht zu den bereits vorhandenen Gästen passten.

Die meisten Tische waren nämlich von jeweils zwei Paaren im schon fortgeschrittenen Rentenalter beziehungsweise von drei oder vier offenbar allein reisenden Damen irgendwo zwischen Ende 50 bis Anfang 80 belegt – gut gekleidet, gut frisiert und anscheinend auch gut zu Fuß, denn nachdem man uns ausreichend besichtigt hatte, wurden die unterbrochenen Gespräche wieder aufgenommen.

»Du hättest dich uns anschließen sollen, Eli«, tadelte die Blondine am Nebentisch, »der Weg zu dem Anwesen war wirklich nicht beschwerlich.«

»Ich laufe doch nicht eine Stunde lang über Trampelpfade, nur um von hinten über den Gartenzaun von Claudia Schiffer zu gucken!«, konterte Eli. »Habt ihr denn wenigstens was gesehen?«

»Nicht viel«, musste die Dame, die offenbar Helma hieß, zugeben, »die Hecke ist viel zu hoch, aber durch eine Lücke konnten wir dann doch den Pool erkennen und ein bisschen was vom Haus.«

Am Vierertisch hinter uns stritten sich Albert und Willi, ob Weißbier besser schmeckt als Pils, dabei hatten beide Wein vor sich stehen, und schräg gegenüber wurde man sich nicht einig, ob man sich vor sieben oder doch schon vor acht Jahren hier auf der Insel kennengelernt hatte. »Das war 1999«, sagte die mit der schwarzen Pudelfrisur, »da hat

nämlich mein Otto noch gelebt. Im Frühjahr darauf ist er ja gestorben.«

Nach einer pietätvollen Schweigeminute Themawechsel. »Wer ist eigentlich der Mann, mit dem die lange Dürre aus Dortmund hier ist, mir fällt ihr Name nicht ein. Das letzte Mal hat sie doch einen ganz anderen dabeigehabt ...«

»Ja, und außerdem war sie da noch brünett! Jetzt hat sie rote Haare!«

Es half nichts, ich musste noch mal zum Büfett und irgendetwas auf den Teller laden, sonst wäre ich herausgeplatzt! Prompt kam Steffi hinterher. »Wo sind wir bloß hingeraten?« Kichernd löffelte sie Obstsalat in ein Schüsselchen. »Mir kommt das hier vor wie ein Klassentreffen aus den dreißiger Jahren.«

»Geburtsjahrgang oder Schulabschluss?«

»Irgendwas dazwischen. Ich habe ja gleich vermutet, dass das hier ein Rentnerhotel zum Überwintern ist.«

»Schon kapiert! Ich werde es für später in Betracht ziehen!«

»Das kurze ist Palma, das lange Valldemossa!«

Ich zog das lange Streichholz. Gesättigt vom reichhaltigen Frühstück saßen wir im Auto, Steffi hatte die Straßenkarte auf den Knien und ich das kleine Büchlein mit den mallorquinischen Insidertipps.

»Hinter jeder Kurve überraschen bedrückende Kompositionen aus tiefblauem Meer, den silbergrauen Häuptern alter Olivenbäume und ...«

»Was für Kompositionen überraschen uns?«, unterbrach mich Steffi und faltete die Karte zusammen.

»Bedrückende«, wiederholte ich, »vielleicht sollten wir uns doch ein anderes Ziel suchen!«

»Warum denn? Wenn ich mit einem kranken Komponisten irgendwo auf'm Berg in einem alten Gemäuer hausen müsste, dann würde ich das auch bedrückend finden. George Sand war doch Dichterin oder so was Ähnliches ...?«

Eine weitere Erörterung dieses Themas war wenig ergiebig, außerdem hatte ich inzwischen festgestellt, dass in der blumigen Schilderung der vor uns liegenden Strecke nicht von bedrückenden, sondern von *berückenden* Kompositionen die Rede war. Nun ist solch eine Beschreibung natürlich ziemlich subjektiv; meine würde weniger euphorisch als die des Verfassers klingen. Ich finde nämlich eine sich aufwärts windende Serpentinstraße ohne Leitplanken an der Seite alles andere als berückend; im Falle eines Falles würden lediglich jene silbergrauen Olivenbaumhäupter eine gewisse Bremswirkung haben.

Valldemossa ist ein entzückender kleiner Ort, in dem man vermutlich erst gegen Abend die bunten Kachelbilder an den Häusern und den üppigen Blumenschmuck vor Fenster und Türen richtig wahrnehmen kann, weil dann endlich die Ausflugsbusse mit den Touristenschwärmen wieder abgefahren sind. Am Spätnachmittag wurde es zwar zusehends leerer, aber nun wollte Steffi auch nicht mehr länger warten. »Die Serpentin im Dunkeln? Kommt nicht in Frage! Zinksärge für die Rückführung unserer sterblichen Überreste sind im Reisepreis nämlich nicht enthalten!«

Die Sonne war gerade ins Meer gefallen, als wir vor dem Hotel eintrafen, keinen Parkplatz mehr fanden, schließlich

auf einem *solamente habitante* hielten und am nächsten Morgen ein Knöllchen unter dem Scheibenwischer hervorzogen. Bei uns darf man ja auch nicht parken, wenn da *Nur für Anwohner* steht.

Der Speisesaal war schon fast leer, als wir frisch geduscht und geföhnt an unserem Tisch Platz nahmen, doch das war verständlich, denn wir waren schon am Morgen von Portier Alfonso informiert worden, dass am Abend im Kleinen Saal eine Quizshow mit wertvollen Preisen und anschließend Tanz stattfinden werde.

»Da müssen wir doch nicht hin, oder?«, hatte Stefanie abgewinkt, schien aber jetzt ihre Meinung geändert zu haben. »Natürlich gehen wir mal gucken, oder hast du was Besseres vor?«

»Ja, die letzten 117 Seiten von meinem Buch.«

»Kannste nachher auch noch lesen!«

Das Nachher war sogar ziemlich bald, weil der Maître de Plaisir den Zettel mit den Fragen nicht finden konnte und man gleich zum gemütlichen Teil des Abends mit 3-Mann-Kapelle und Damenwahl überging. Also wechselten wir hinüber in die Bar, wo ein Schweizer Ehepaar sich langsam, aber stetig volllaufen ließ.

»Haben wir im Zimmer eigentlich eine Minibar?«, flüsterte Steffi mit Blick auf das schweigend vor sich hinstarrende Paar.

»Ja, aber da steht kein Campari drin.«

»Dann trinkst du den Orangensaft mal pur«, bestimmte meine Tochter, »ist sowieso viel gesünder. Und billiger!«

Dritter Tag. Himmel bedeckt, Temperatur 16 Grad plus, Benzin preiswerter als zu Hause, und immer nur besichti-

gen kann man ja auch nicht. Kurz gesagt: Steffi wollte nach Palma. Natürlich wegen der Kathedrale; sie zu bewundern ist mindestens so unerlässlich wie ein Besuch des Doms, wenn man gerade in Köln ist, oder des Hofbräuhauses in München, das Uneingeweihte gar nicht auf Anhieb finden und schlimmstenfalls sogar Einheimische fragen müssen. Die nehmen das aber ziemlich übel, weil »des woäß a jeder«.

Palma hat aber auch sehr viele und sehr schöne Geschäfte, und wenn man genug Altes beguckt hat, Stadtmauer und Park und Jugendstilbauten – die Kathedrale war noch geschlossen –, dann braucht man zwischendurch auch mal einen Stuhl und einen Cappuccino.

Um halb zwölf war die Kathedrale immer noch zu. Touristen unterschiedlicher Nationen umrundeten das riesige Bauwerk, fotografierten es von allen Seiten, rüttelten an Türen, auch wenn kurz vorher schon ein anderer gerüttelt hatte, und speziell die deutschen Urlauber bemängelten das Fehlen jeglicher Informationen. »Bei uns daheim täte ein Schild an der Tür hängen mit den Öffnungszeiten!« Hier hing aber keins.

Auch um halb eins, nachdem wir unsere ersten Einkäufe (*preiswert* ist ein sehr dehnbarer Begriff!) im Auto abgeladen hatten, blieben die Kirchentüren zu. Und immer noch umkreisten Scharen von potenziellen Besuchern den riesigen Bau, nur waren es jetzt andere. Sie rüttelten aber auch an den Türen.

»Wir wollten doch sowieso einen Abstecher zum Ballermann machen«, erinnerte Stefanie, »vielleicht ist die Kathedrale nur nachmittags offen. Auf dem Rückweg müssen

wir doch eh dran vorbei.« (*Dran vorbei* gehört auch zu den dehnbaren Begriffen.)

Jener berühmte und mehr noch berüchtigte Strandabschnitt liegt ein paar Kilometer östlich von Palma und ist schon von weitem wegen der gleich dahinter aufragenden und mindestens zehn Stockwerke hohen Hotelklötze erkennbar, die alle auf einem Haufen stehen und in jedem Jahr Zuwachs bekommen. Wer in der oberen Hälfte wohnt, hat sogar Meerblick.

Nun ist der Dezember nicht gerade ein Monat, in dem es einen Mallorca-Besucher an den Strand zieht. Es war auch kaum jemand da. Und genau deshalb hatten wir Schwierigkeiten, uns die Belegung in Siebenerreihen vorzustellen, wie man es während der sommerlichen Ferienzeit gelegentlich im Fernseher bestaunen kann; nebeneinander ginge es ja, da gibt es rechts und links noch ein paar Kilometer Sand, aber wer will schon so weit weg von Futtertrögen und Zapfstellen sein Handtuch ablegen? Folglich bettet man sich untereinander, Liegestuhl hinter Liegestuhl mit sehr geringem Spielraum.

»Es könnte klappen«, meinte Stefanie, nachdem sie eine Weile auf den leeren Strand gestarrt und kabbalistische Zeichen in die Luft geschrieben hatte. »Wenn man sich allerdings nicht gleich am ersten Tag den genauen Standort und die Nummer vom nächstgelegenen Klohäuschen gemerkt hat und von da aus den vorher zu ermittelnden Winkel runter zum Meer auch nicht mehr weiß – dann allerdings dürfte man im Hochsommer ernsthafte Schwierigkeiten haben, sein Badelaken wieder zu finden.«

Momentan gehörte der Strand den Überwinterern, leicht

zu erkennen an den gebräunten Gesichtern und dem gemächlichen Tempo, in dem sie ihren selbst verordneten Spaziergang absolvieren. Nordic Walking war offenbar wenig beliebt, aber so dicht am Wasser ist der Boden eh viel zu weich, und sowieso muss man ja nicht alles mitmachen, was gesund ist.

Dass man Teenager in regelmäßigen Abständen füttern muss, ist eine allgemein bekannte Tatsache; allerdings gibt es Erwachsene, die auch fünfundzwanzig Jahre später noch dieser Gewohnheit anhängen, und dazu gehört Stefanie. Also suchten wir ein Strandrestaurant mit verglaster Terrasse auf und bestellten *tortilla francesa*; klang richtig gut, entpuppte sich aber als simples Omelett mit ohne was dazu. Mangelnde beziehungsweise so gut wie gar keine Kenntnisse der Sprache sorgen in einem fremden Land häufig für Überraschungen.

Um 16 Uhr war die Kathedrale in Palma immer noch zu, die Parkplätze rundherum und auch noch weiter weg ausnahmslos besetzt, doch dann fuhr tatsächlich ein Wagen aus einer Lücke heraus und Stefanie sofort hinein. »Und sogar kostenlos!«, freute sie sich. »Oder siehst du hier irgendwo ein Schild?«

Ich sah keins. Allerdings sah ich auch keinen Grund, hier überhaupt zu parken, die Kathedrale hatten wir bereits mehrmals von allen Seiten besichtigt, den Park drum herum ein paar Mal durchkreuzt, hatten vom Aussichtsplatz aus vorschriftsmäßig aufs Meer geguckt und zweimal Geld in eine der aufgestellten Sammelbüchsen geworfen, wobei offen blieb, ob wir nun für die Instandhaltung der Kathedrale

gespendet hatten oder für das Domizil heimatloser *pescadores* – also wollte ich jetzt entweder die Kirche von innen sehen oder allmählich auf die *autopista* Richtung Hotel.

Stefanie hatte allerdings andere Vorstellungen, und die führten genau ins Einkaufsviertel und erst wieder hinaus, nachdem sie das »entzückende weiße T-Shirt« (im Dezember!) und drei Straßen weiter die passenden weißen Sandalen gekauft hatte (laut Wetterbericht hatte es zu Hause die ganze Nacht lang geschneit). Danach suchten wir eine Viertelstunde lang unser Auto, und als wir es endlich gefunden hatten, hing ein dickes rotes Knöllchen dran – jedenfalls identifizierten wir es als ein solches. Der freie Parkplatz war zwar frei gewesen, aber nur für Anwohner mit entsprechender *disco de estacionamiento*, bei uns zu Hause Parkscheibe genannt.

Das abendliche Vergnügungsprogramm im Hotel sah den Auftritt einer deutschen Sängerin vor, die »romantische Lieder« zum Vortrag bringen würde. Nach Romantik war uns beiden nicht zumute, also verzog sich Steffi nach dem Abendessen mit der Gerichtsmedizinerin Tempe Brennan ins Bett, während ich Inspektor Lynley bevorzugte; der ist erstens ein Mann und zweitens von Adel. Die besten Krimis kommen nun mal aus England ...

Dritter Tag: Es regnete – vor dem Frühstück und nach dem Frühstück auch noch. Und das, obwohl auf der gestrigen Wetterkarte viel Sonne zu sehen gewesen war.

»Zu Hause regnet's billiger!«, murmelte Steffi und stierte missmutig in den grauen Himmel, doch Señor Alfonso,

Herr über Bar und Rezeption, wusste Rat. »Sie fahren an Ostküste, sehr schön zu sehen und Wetter anders als hier. Viel Sonne, viele reife Früchte, viele Mühlen, welche alle noch mühlen, und sehr schöne Buchte für schwimmen.«

Aber doch wohl nicht um diese Jahreszeit?!

Er hatte recht gehabt. Je weiter wir nach Osten kamen, desto heller wurde der Himmel, gleich hinter Palma brachen die ersten Sonnenstrahlen durch und beleuchteten die Kathedrale. Sie war immer noch geschlossen, wurde schon wieder von Touristen belagert, die der Reihe nach an alle Türen hämmerten – von der Uferstraße aus kann man nämlich raufgucken –, und als nach einer Stunde die erste Orangenplantage zu sehen war, bildeten die reifen Früchte einen weithin leuchtenden Kontrast zum blauen Himmel.

Ein bestimmtes Ziel hatten wir nicht, also immer weiter auf der Straße, vorbei an Windmühlen – Don Quichotte lässt grüßen – und an einsamen Fincas inmitten von Zitronenbäumen, an Ziehbrunnen und an Pferdekoppeln; gelegentlich kreuzten Esel unseren Weg, mal mit Reiter, mal mit drei Esszimmerstühlen auf dem Rücken, was so gar nicht in die Landschaft passte, dann gabelte sich die Straße. Wir knobelten, ob nach links oder rechts abbiegen, ich hatte gewonnen, also weiter nach rechts, da war aber auch kein Meer, und allmählich bezweifelte ich, ob es auf dieser Seite überhaupt eins gab.

»Auf einer Insel kommt man immer irgendwann ans Meer«, rekapitulierte Stefanie Übriggebliebenes aus dem Erdkundeunterricht, »man sollte nur wissen, in welcher Richtung!«

»Und weißt du es?«

»Nein!«

Wir fanden es aber doch, parkten das Auto auf einem Stückchen Wiese, legten uns ins Gras und blinzelten in die Sonne.

»Zu Hause schneit's bestimmt«, murmelte Stefanie, »und wenn ich daran denke, dass wir morgen schon zurückmüssen ...«

»Dann denk doch nicht dran!« Dabei fand ich die Vorstellung, ab morgen wieder in Daunenjacke und diesen uneleganten klobigen Winterstiefeln durch Schneematsch stalken zu müssen, alles andere als aufbauend. »Wir sind nun mal im falschen Teil unseres Globus' geboren worden.«

»Da muss man ja nicht bleiben!!«

Plötzlich hupte es über unseren Köpfen, und als wir erschreckt aufsprangen, wurden wir mit einem Schwall spanischer Sätze überschüttet, von denen ich nur einzelne Worte verstand, *carro* und *pradera*, alles andere blieb rätselhaft.

Aber während ich noch grübelte, ob der gute Mann uns etwas verkaufen wollte, und wenn ja, was überhaupt, er hatte ja gar nichts dabei, nickte Stefanie, stand auf, stieg ins Auto und setzte es gaaanz langsam und vorsichtig zurück auf die Straße. »Perdone, perdone!«

Das heißt Entschuldigung, so viel wusste ich, aber wofür um alles in der Welt, wir hatten doch gar nichts getan?

Der spanische Señor schien zufrieden, redete auf Stefanie ein, die immer wieder zustimmend nickte, dann stieg er endlich in seinen Wagen und fuhr ab.

»Was war denn das? Hast du den etwa verstanden?«

»Nee, kein Wort«, gab sie zu, »der wollte bloß, dass ich aus der Wiese raus fahre, aber warum, weiß ich nicht! Viel-

leicht weidet er hier seine Schafe, wenn er welche hat, oder er hat seine Schwiegermutter irgendwo vergraben ...«

»Ist ja auch egal! Aber wenn wir schon stehen, dann können wir diese ungastliche Stätte auch verlassen und in die Zivilisation zurückkehren.«

Die Zivilisation bestand aus einem kleinen *restaurant* mit nur drei Tischen direkt am Wasser, wo uns eine Fisch-Paella vorgesetzt wurde, von der wir gelegentlich noch heute schwärmen.

Pünktlich zum Abendessen waren wir zurück in unserem Drei-Palmen-Hotel, hatten allerdings die heutige Cocktailstunde verpasst und würden auch am späteren Bridge-Turnier nicht teilnehmen können. »Ich war der Meinung, das spielen bloß alte englische Ladys«, wunderte sich Stefanie, »in Deutschland dominieren doch Rommé und Canasta.«

»Seitdem wir alle in der EU sind, gibt es keine nationalen Extrawürste mehr, wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern ...«

»Jetzt verwechselst du was!«, meinte sie lachend. »Was du da zitierst, ist der Rütli-Schwur, den hat ein Schweizer erfunden!«

»Irrtum! Das war Schiller! Und der ist Deutscher gewesen!«

»Meine Güte, sei doch nicht immer so pingelig«, sagte meine Tochter, lief die Treppe hinauf, drehte sich aber noch mal um. »Ist das der mit den Locken?«

Der letzte Tag begann mit Kofferpacken. Viel war es sowieso nicht, aber wir wollten gleich nach dem Frühstück

fahren, noch ein bisschen durch Palma bummeln und vielleicht doch noch die Kathedrale von innen sehen.

Stefanie hatte schon bezweifelt, dass sie überhaupt ein Inneres hat. »Wenn sie renoviert würde oder repariert oder neu bestuhlt – dann stünde das ja wohl draußen dran, aber die können doch nicht einfach den Schlüssel rundrehen und die bildungsbeflissenen Touris vor der Tür stehen lassen.«

»Du siehst doch, dass sie's können! Es sind ja auch bloß deutsche Touristen, die ein halbes Dutzend Mal drum herum rennen und an jede Tür klopfen, alle anderen schütteln bloß die Köpfe und ziehen wieder ab.«

»Dann hole ich mir wenigstens ein paar Ansichtskarten von der Kathedrale!«

Das tat sie auch, die kleben jetzt im Album neben Aufnahmen vom leeren Ballermann, vom vollen Speisesaal im Hotel und von Eli, wie sie mit angehobenem Rock die Laufmasche in ihrer Strumpfhose betrachtet – ein gut gelungener Schnappschuss von der Hotelterrasse aus.

Gepäck verladen, Rechnung bezahlen, Trinkgelder verteilen, danke schön sagen, ein Wiederkommen zusichern (war im Wörterbuch nicht enthalten, *coming back* wurde aber auch verstanden) und schließlich mit Winke-Winke aus dem Schiebedach um die Ecke biegen zur *autopista* nach Palma.

Die Geschäfte kannten wir inzwischen, die Auslagen in den Schaufenstern waren noch dieselben, die Kathedrale hatte immer noch zu ... also schlenderten wir auf der Uferpromenade entlang und bestaunten Yachten, die man sonst nur in Zeitschriften sieht, wenn das Formel-1-Rennen in Monaco stattfindet oder eine Hollywoodgröße zum vierten Mal heiratet, zur Abwechslung mal auf dem Meer.

Nun ähneln sich die Yachten ja doch irgendwie, jedenfalls von außen, und wie's drinnen aussieht, kriegt man natürlich nicht mit; außerdem fehlten die dekorativen Blondinen auf dem Achterdeck, Mallorca ist nun mal nicht Kalifornien ... also drehten wir um, holten das Auto aus der Tiefgarage und fädelten uns ein in den Verkehr Richtung *aeropuerto*.

»Sind wir eigentlich ehrliche Menschen?«, wollte Stefanie wissen, nachdem wir den Wagen geparkt, unser Gepäck aufgegeben hatten und nun noch die restlichen Formalitäten erledigen wollten.

»Na ja, wenn U-Bahn-Fahren ohne Ticket und ein paar geklaute Äpfel vom Baum als lässliche Sünden zählen, dann bezeichne ich mich als ehrlich. Du etwa nicht?«

»Doch. Aber wie isses mit den Knöllchen, die wir uns eingehandelt haben? Soll ich die jetzt angeben?«

Daran hatte ich nun wirklich nicht mehr gedacht. »Also, wenn ich die paar Euro für die Strafzettel in Relation setze zu vier Tagen Leihgebühr für unser Auto, dann finde ich, dass man Ehrlichkeit auch manchmal übertreiben kann!«

Stefanie beichtete trotzdem und rief ein ungläubiges Stöhnen hervor. »Sie sind die Erste! Hier hat noch nie jemand einen Wagen zurückgebracht und zugegeben, dass er als Falschparker aufgefallen ist.« Der junge Mann fing an zu lachen. »Die Kennzeichen unserer Leihwagen haben fortlaufende Nummern, die sind bei der Polizei bekannt, und mit der gibt es so eine Art Abkommen; wir kriegen zwar die Strafzettel zugeschickt ...« Den Rest des Satzes verschluckte er. Und nachdem ein Anrufer aus der Tiefgarage offenbar bestätigt hatte, dass wir den Wagen ohne sichtbare Schäden

und mit kompletter Ausstattung zurückgegeben haben, durften wir gehen.

Dreieinhalb Stunden später waren wir in Frankfurt, wegen Rückenwind 20 Minuten zu früh, deshalb war Hannes auch noch nicht da, doch als er endlich kam, winkte er schon von weitem mit zwei großen Blumensträußen.

»Guck mal«, sagte Steffi ganz gerührt, »er scheint mich ja doch vermisst zu haben! Dabei waren es doch bloß vier Tage.«

Wir bekamen je einen Strauß in die Hand gedrückt, Hannes nahm die Koffer und scheuchte uns zum Ausgang. »Beeilt euch ein bisschen, wir sind sowieso zu spät dran!«

»Zu spät wofür?«

»Für die Geburtstagsparty! Trudchen ist heute sechsundsiebzig geworden!«

»Schei...!«, rief Steffi. »Das habe ich total vergessen!«

Trudchen ist Hannes' Mutter beziehungsweise Steffis Schwiegermutter, wohnt »von meinen Kindern« nur fünf Minuten Fußweg entfernt, was entschieden zu wenig ist, und würde dank ganz genauer Buchführung niemals den Geburtstag eines Menschen ignorieren, den sie aus welchen Gründen auch immer in ihrer Liste verewigt hat. Umgekehrt erwartet sie allerdings das Gleiche.

»Dann sind die Blumen gar nicht für uns?«, japste Steffi, als wir nach einer Aufholjagd quer durch die Ankunftshalle, immer drei Meter hinter Hannes her, endlich den Wagen erreicht hatten.

»Natürlich nicht!« Er schob uns ins Auto. »Oder wollt ihr Trudchen etwa ohne was in der Hand gratulieren???«